



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Gavarni.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

aufgiebt. Wenn Eichendorff die Fahne der Romantik aufpflanzt, so ist der Inhalt, den er vertritt, doch keineswegs mit dem Glaubensbekenntniß der romantischen Schule übereinstimmend. Was die romantische Schule für Deutschland so schädlich gemacht hat, war die Willkür und Unstetigkeit in ihren Gesichtspunkten, der subjective Hochmuth, mit welchem sie sich ein eigenes Ideal, einen eigenen Himmel aufbauen wollte, und ihre verkehrte Auffassung von der Kunst, die sie dem wirklichen Leben entgegensetzte, während die Kunst doch nur die Erfüllung und Rechtfertigung des wirklichen Lebens sein soll. Gegen diese Zuchtlosigkeit, die sich später in ihren Nachfolgern, den Jungdeutschen, noch viel mehr herausgestellt hat, werden wir fortfahren müssen in die Schranken zu treten; was aber die stofflichen Gegensätze betrifft, zu deren genauerer Erwägung sie Anlaß gegeben hat, gothisch oder griechisch, christlich oder heidnisch, realistisch oder idealistisch, — das Alles sind Fragen, von denen man jede für sich behandeln muß, die von dem allgemeinen Princip der Schule aus nicht einmal eine genaue Verständigung, viel weniger eine vollständige Rechtfertigung finden. Wenn wir uns in unsrer Literatur wie in unsrem Leben zu einer größern Gesundheit entwickeln wollen, so werden wir diese Versuche von dem Boden aus anstellen müssen, auf dem wir einmal stehen, dem Boden des Protestantismus und der durch die antike Welt vermittelten Bildung. Zeitlose lebenswürdige kleine Genrebilder wie die Eichendorffschen werden zwar immer zu einem vortrefflichen Schmuck unsres Musentempels dienen, aber eine Säule daraus machen zu wollen, auf der nur das kleinste Gewölbe ruhen könnte, wäre ein thörichtes Unternehmen.

### S a v a r n i.

Wir haben oben darauf hingedeutet, daß man nur zu leicht in den Fehler verfällt, den Begriff der Gemüthlichkeit auf einen engen Kreis willkürlich einzuschränken. Es ist mit dem Humor etwas Aehnliches. Allgemein herrscht bei uns die Ansicht vor, die Franzosen seien ein des Humors unfähiges Volk. Wenn man das bloß von der neuern Literatur behauptete, so würde sich wenig dagegen einwenden lassen, denn durch die französische Akademie, durch die Prediger des 17. und die Encyclopädisten des 18. Jahrhunderts ist der Sprache ein so anathematisch-militärischer Charakter aufgeprägt worden, daß sie nur noch die gerade Linie kennt, und diese widerstrebt allem Humor. Zur geistreichen Conversation, zum Witz und zur Beweisführung, ja auch wohl zur eigentlichen Beredtsamkeit ist die französische Sprache so geeignet, wie keine andere, aber zu jener ungenirten Bequemlichkeit, die von dem Wesen des Humors unzertrennlich ist, scheint ihr

allmählich alle Fähigkeit erfordern zu sein. In früheren Zeiten und namentlich noch im 16. Jahrhundert war es keineswegs der Fall. Montaigne und Rabelais stehen keinem englischen oder deutschen Humoristen nach. Aber in der neuesten Zeit drängt sich das Pathos und der Witz zu sehr hervor und verkümmert die Freiheit und Unbefangenheit. — Wir können z. B. bei Paul de Kock über die närrischen Einfälle häufig lachen, aber diese Lust beruht lediglich im Negativen. Der Dichter versteht nicht, uns seine komischen Situationen so nahe zu rücken, daß wir ein ruhiges Behagen daran finden. Es ist das vielleicht auch der Grund, warum wir, wenn wir ganz ehrlich sein wollen, und uns nicht etwa durch politische oder andere Sympathien bestechen lassen, niemals das große Interesse begreifen können, das die Franzosen an Beranger finden. Die Stimmung in diesen Gedichten ist zwar häufig sehr heiter, aber eigentlich niemals behaglich, nicht einmal drollig. Ehe man sich's versteht, ist man immer wieder in die etwas monotone Vorstellung der militairischen Größe und des Jesuitenhasses versetzt.

Es würde aber sehr voreilig sein, wenn wir aus diesem Mangel an Humor in der Literatur auf die Abwesenheit des Humors im Volke schließen wollten. Nichts kann so geeignet sein, uns über diese Einseitigkeit aufzuklären, als die französische Kunst, und in dieser, so weit sie hier in Betracht kommt, nimmt Gavarni unstreitig den ersten Platz ein.

Wer hat unter uns nicht mit Vergnügen im Charivari geblättert, und zwar nicht in den politischen Caricaturen, die in ihrer Fragenhaftigkeit nicht einmal viel Phantasie verrathen, und die uns die nackte, widernärtige Häßlichkeit vorführen, sondern in den größer ausgeführten humoristischen Schilderungen aus dem Pariser Leben. Bei weitem die besten dieser Bilder sind von Gavarni. Ein Theil derselben ist 1846 unter der Aufsicht des Malers selbst von dem Buchhändler Hezel gesammelt. Diese Sammlung bietet einen unerschöpflichen Reichthum an drolligen Charakteren und Situationen, wie wir ihn nicht leicht bei einer andern Nation vorfinden. Freilich nicht eine Fülle wirklich origineller Figuren, wie der britische Dichter sie erfindet, im Gegentheil haben sie alle etwas Typisches, und auch die Situationen sind höchst einfach und gleichmäßig, aber in der Nuancirung derselben ist der Künstler so unerschöpflich, und weiß jedesmal dem Gegenstand eine so neue und interessante Seite abzugewinnen, daß man die Bilder, so oft man sie auch angesehen haben mag, nie aus der Hand legen wird, ohne eine neue Lust daran zu finden.

Diese Bilder sind im Ganzen in Deutschland nicht so populair, als z. B. die „beseelten Blumen“ und die „beseelten Sterne,“ von Granville. Wir wollen nicht verkennen, daß auch in den letztern sich sehr viel Anmuth und Grazie entwickelt, zuweilen sogar auch eine gar nicht schlecht aussehende Coquetterie der Komik; aber das ganze Genre ist doch ein höchst capriciöses, und nicht besonders förderlich für den echten Kunstgeschmack.

Gavarni giebt uns die derbste Realität des Lebens, aber nicht in dem Sinn eines gemeinen Realisten, der sich damit begnügt, was er zufällig gesehen hat, genau wiederzugeben, sondern mit einem köstlich idealisirenden Humor. Wer hat nicht mitunter in den Menagerien stundenlang mit großer Heiterkeit dem drolligen Treiben der Bären, Affen, Papageien und ähnlicher von der Natur humoristisch ausgestatteter Thiere zusehn, die gar nicht müde werden, in immer neuen lächerlichen und doch zum Theil anmuthigen Bewegungen ein unerschöpfliches Leben zu entwickeln, das auch in die Thierwelt etwas Geistiges bringt! Ein ähnliches Geschlecht scheinen die Pariser und namentlich die Pariserinnen zu sein. Der Hauptgegenstand dieser Bilder ist die Betrügerei, die ein Mädchen an ihrem Liebhaber, oder die eine Frau an ihrem Mann ausübt. Das geschieht aber bei Gavarni mit einer so mannichfaltig gefärbten Beweglichkeit, daß eigentlich erst durch solche Anschauungen die französischen Novellen und Chansons für uns Fleisch und Blut gewinnen. Wir begreifen vollkommen, wie sogar ein gewisser Reiz darinnen liegen kann, sich von so lebenswürdigen Kagen betrügen zu lassen. Mit besonderer Vorliebe behandelt Gavarni die Grisette; aber er weiß auch der Dame aus der großen Welt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Zu jeder seiner Illustrationen gehört ein kleiner Text, gleichfalls von ihm erfunden und in der Regel sehr zierlich und witzig ausgedacht. Aber die Zeichnung begnügt sich keineswegs damit, diesen Text einfach zu erläutern; sie giebt im Gegentheil eine Reihe von zierlichen und drolligen Bewegungen, die wir oft aus dem Text gar nicht herauslesen würden, von denen wir uns aber nachher überzeugen, daß gerade so und nicht anders die Situation gedacht werden muß, wenn ein Ideal daraus werden soll. Am schwächsten sind daher solche Gegenstände behandelt, wo sich der Witz in der Situation bereits vollständig erschöpft, z. B. die Bilder aus dem Leben der Schauspielerinnen, die ihre tragische Rolle probiren und in ihrer Kleidung oder anderwärts irgend etwas an sich haben, was der dargestellten Situation widerspricht und durch diesen Contrast einen lächerlichen Eindruck macht, oder in den Bildern von den Maskenbällen, in denen das Tragenhafte der Tracht und der nackte Cynismus es dem Maler bequem macht, seine Wirkung zu erreichen, aber eben darum auch seiner Kunst Eintrag thut, abgesehen davon, daß es immer eine Grenze giebt, wo der Cynismus aufhört, in das Gebiet der ästhetischen Komik zu fallen. Zwar hat Gavarni ein außerordentliches Talent, auch dem Unanständigen Anmuth zu verleihen. Seine Grisetten ergehn sich zuweilen in den frechsten Stellungen, sie sehen aber doch immer graciös und lebenswürdig darin aus, oder wenigstens so drollig, daß das Gefühl des Widerwillens nicht aufkommen kann.

Einen ziemlich großen Raum in jener Sammlung nehmen die Enfants terribles ein, Schilderungen aus dem Kinderleben, aber nicht in der conventionellen deutschen Gemüthlichkeit, die diese Geschöpfe in kleine Engel umwandelt, sondern

in naturtreuer Idealität. Es wird eine wahrhaft staunenswerthe Fülle von Ungezogenheit und spitzbüßischer Tölpelerei entwickelt, und man findet doch, daß diese Rangen in ihrer naturwüchßigen Tollheit viel liebenswürdiger und idealer sind, als die rosenblutfarbigen Cherubime unsrer Modekupfer und Düsseldorfser Genrebilder. Es ist in dem französischen Volk von der frühesten Kindheit auf eine quecksilberartige Lebhaftigkeit, die im spätern Alter die Tanzmeister, Komödianten und Helden hervorbringt, und die in ihrer Erscheinung immer erfreulich ist, wenn wir auch das Wesen nicht ohne Besorgniß betrachten können.

Eben so brillant als die Darstellung der kleinen Verführer und Verführerinnen ist die geistreiche Mannichfaltigkeit in dem Ausdruck der Betrogenen. Für uns ist Molières George Dandin immer ein widerwärtiges Stück geblieben, so oft wir es gelesen haben, und wir haben nicht begreifen können, wie man sich an einem so trüben Sujet belustigen kann. Aus der Anschauung dieser Bilder aber begreifen wir es vollständig. Wenn die betrogenen Ehemänner solche Gesichter schneiden, wie sie Gavarni nachbildet, so lassen wir uns eine Stunde lang auch einen George Dandin gefallen.

Der Gegensatz zwischen der deutschen und französischen Malerei tritt uns recht lebhaft entgegen, wenn wir Gavarni z. B. mit Ludwig Richter vergleichen, den wir vor einigen Wochen besprochen haben. Es ist derselbe Gegensatz, der zwischen Beranger und Uhland besteht. Das innige Behagen am Guten, jenes heimatliche Gefühl innerhalb der engen Grenzen der bekannten sittlichen Welt spricht sich bei Richter nicht bloß in seinen menschlichen Figuren, sondern auch in seinen Staffagen aus. Das ist allerdings eine Seite des Humors, welche den Franzosen unbekannt ist. Kein Franzose würde im Stande sein, das Stillleben der Natur, die alferthümlichen Bauernhäuser, die Brunnen und Erkerfenster so gemüthlich zu durchgeistigen, als Richter versteht; keiner würde im Stande sein, auch dem Schwachen, Hilfslosen und Unvollkommenen so viel herzliche innige Theilnahme zuzuwenden. Diese Trivialität ist ein Mangel des französischen Wesens. Dagegen verdient der Franzose einen großen Vorzug in Beziehung auf seine Fähigkeit, das Leben in seiner Bewegung zu schildern. Das Ideal des deutschen Malers ist fast ausschließlich ein ruhendes, beschauliches, eine fertige Situation, die uns gemüthlich anheimelt, bei den Franzosen dagegen ist jede Lunte, jede Falte des Kleides Leben und Bewegung. Wir dürfen nicht einseitig der einen oder andern Richtung den Vorzug geben, denn wenn wir die Lebhaftigkeit anerkennen, auch wo sie zur Ausgelassenheit wird, so hat die Andacht und Sammlung gleichfalls ihre Rechte. Das Eine muß das Andere ergänzen.

Aber in einem Punkt müssen wir uns doch patriotisch aussprechen, in Beziehung auf die Stoffe. Freilich liegt auch in den deutschen Genrebildern etwas, was uns über manche Schwäche unserer Entwicklung aufklärt. Diese treuherzig komödienhaften Studenten und Künstler, die wir bei Richter und anderen Malern

antreffen, sind uns nur zu oft in den Zeiten von 1848 und später vorgekommen, wo man selbst den Fanatismus mit einer gewissen Beschaulichkeit trieb. Aber die Gegenstände, in denen sich Savarni ausschließlich bewegt, gehen in dieser Ausdehnung doch über den Spaß. Zwar werden wir beim ersten Anblick von der Anmuth der Form so bezaubert, daß wir uns das böse Wesen der Unstittlichkeit, die sich hinter jener Form versteckt, gar nicht denken; zuletzt aber kommen wir doch darauf. Ehebruch und nichts als Ehebruch, in den Bildern wie in den Schauspielen! die wichtigste Grundveste der öffentlichen Sicherheit mit frecher Hand zerschlagen! Es ist das nicht bloß eine französische Eigenthümlichkeit, sondern eine Erscheinung, die sich bei allen katholischen Völkern wieder vorfinden wird. In der Theorie die übermenschlichste Heiligkeit, entweder ein verklärter paradiesischer Jungfernstand oder eine im Sacrament mit unverilglicher Kraft für die Ewigkeit festgestellte Verbindung, in der Praxis dagegen die ungebundenste Lüsterheit und die Verachtung aller gesetzlichen Schranken. Der Himmel rechts und die Erde links, beide durch eine unübersteigliche Kluft von einander getrennt. Die protestantische Sittlichkeit erscheint uns doch zweckmäßiger, sie macht keine so übermenschlichen Ansprüche an den Geist und an das Fleisch, aber mit den Ansprüchen, die sie macht, ist es ihr bitterer Ernst. Sie kennt kein Fegefeuer, durch welches die wilde Bacchantin als büßende Magdalene zum Himmel emporsteigen kann, für sie liegt in der Sünde zugleich die Hölle: und es ist besser so. In der protestantischen Welt geht es zuweilen grämlich her, und von dem lustigen Tausch des Katholicismus ist keine Rede. Dafür bewegt sie sich aber auch auf einem festen Boden, während der gottesdienstliche und der sinnliche Jubel der römischen Kirche uns niemals vergessen läßt, daß das Erdreich, auf dem er vorgeht, vulkanischer Natur ist.

## Blick auf Spaniens letzte Vergangenheit und seine gegenwärtige Lage.

### 1.

Die Zustände Spaniens fesseln bei weitem nicht mehr unsre Aufmerksamkeit in dem Grade, wie es früher der Fall war, als die Stürme des Bürgerkriegs und rasch auf einander folgender Revolutionen ihnen, nicht zum Glück des Landes, einen dramatischen Charakter verliehen, und wir selbst noch nicht durch die schweren Erschütterungen unsrer eigenen Verhältnisse gänzlich in Anspruch genommen waren. Gleichwohl sind die dortigen Vorgänge weder an und für sich des Interesses baar, noch ohne Wichtigkeit und Rückwirkung auf die allgemeine europäische Politik.